

SIMPLICISSIMUS

FASCHING

(Karl Arnold)



KA 34



Die Wiedemanns waren in jenem Alter, in dem Ehepaare gegeneinander nachsichtig zu werden pflegen. Sie hatten sich schon einige Male gemeinsam auf der „Greif-Redoute“, der „vornehmsten Maskerade Norddeutschlands“ gelangweilt, und beschlossen nun, ihr Glück mit einer anderen Methode zu suchen. Jeder sollte Hausschlüssel mitnehmen und keiner wissen, in welchem Kostüm der andre da war. Alles Fragen nach den Erlebnissen dieser stürmischen Redoutenacht war von vornherein untersagt.

Wiedemann war gar nicht neugierig, als sich seine Frau in Schlafzammer anzog. Er rief ihr zum Abschied zu: „Viel Spaß, Luise“, rauchte seine Zigarre zu Ende und verwandelte sich dann unter mannigfachen monologischen Bemerkungen über die Blödsinnigkeit der Menschen in einen alten Chinesen. Darauf telephonierte er nach einem Auto. Es kam das älteste und schmutzigste, das es anscheinend gab. Wiedemann machte Krach mit dem Chauffeur und gelangte — also festlich vorgestimmt — in den heiteren Wirbel der Redoute. Kaum hatte er den ersten Saal betreten, da stellte sich ihm ein Mondmensch in den Weg und sagte: „Wiedemann, du siehst verboten aus!“ Darauf tauchte er wieder unter. Als Wiedemann noch bestürzt ob dieses Erlebnisses um sich sah, hingen sich zwei Harlekins an seine Arme, führten ihn in eine Ecke und bestellten sich Abendrot. Nachdem sie satt zu sein schienen, verließen sie ihn. Die Rechnung machte 16,40 Mark. Wiedemann trank melancholisch seinen sauren Mosel (5 Mark die Flasche, Einkauf 80 Pfennig) aus, als ein molliges Gewoge in Rosa auf ihn zu rauschte. Dickereck, der ihm sagte, um sich auf seinen Schoß setzte. Dabei drückte sie ihm seinen Schlüsselbund in die Beine. Ein Kellner stellte schweigend eine Flasche „Jubelselt“ auf den Tisch, eine Marke, die zwar noch nicht sehr eingeführt war, aber prächtig neben den Hochwertigen stand. Das Glück in Rosa trank Jubelselt wie Wasser und zwang Wiedemann dann, mit ihm zu tanzen.

Als sie sich einmal zurückziehen mußte, entfohl Wiedemann. Plötzlich war wieder der Mondmensch da und sagte: „Wiedemann, nun siehst du noch blöder aus!“ Inzwischen war es 0,30 geworden. Wiedemann fand, daß er entweder an den Stammtisch der Pilsener Urquell-Stube „Gambriuseck“ oder ins Bett gehöre. Er zog das erstere vor, traf dort den pensionierten Amtsrat Herr Bitterling und bestellte eine illustrierte Gurke und später noch einen Ochsenmaulsalat, weil sauer lustig macht. Dazu trank er fünf Pilsener — eiskalt, spiegelblank, frisch geschritten. — Darauf ging er noch in ein Kaffee, wo es schäbigen Mokka gab. Das Koffein — oder die Vorstellung des Koffeins — weckte seine Energien, vor sechs Uhr wollte er nicht zu Hause sein.

Frau Wiedemann war im reizenden, wenn auch nicht ganz originellen Kostüm einer um die Hüften wohl gerundeten Mickimäus mit

neckischem Sprung auf der Redoute aufgetreten. Sie hatte erwartet, von Mickickern zerrissen zu werden. Aber sie blieb allein, da bereits achtundzwanzig Mickimäuse da waren. Schließlich erschien ein Jüngling, der so etwas wie einen Schlafanzug anhatte, sagte zu ihr und schmiegte sich an sie. Das wurde von Frau Wiedemann sehr angenehm empfunden. Als der Jüngling das merkte, sagte er, daß er Student sei und noch nicht zu Abend gegessen



habe. Mickimäus überhörte das. Der Jüngling aber schien doch sehr hungrig zu sein, denn er machte Versuche, ihr ein Stück Lende abzubrechen. Worauf ihn Frau Wiedemann verließ, weil sie um ihrer selbst willen geliebt sein wollte.

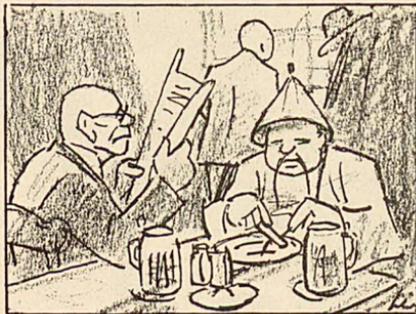
Nachdem sie längere Zeit keinen Anschluß gefunden hatte, fand sich ein älterer, etwas bepickelter Herr, der ihr vorschlug, bei ihm in seiner Junggesellenwohnung Kaffee zu trinken, weil es dort so schön warm sei. Nun war die Temperatur inzwischen in dem Saal bereits über dreißig Grad gestiegen, so daß Frau Wiedemann fürchten konnte, es würde ihr auf diesem Ausflug vielleicht zu warm werden.

Als sie sich in einem Gewirr fideles Mädchen, die anscheinend aus der Konfektion waren, verstecken wollte, sagte eine: „Was will die Madame?“ Und eine andere flüsterte: „Det Aas kenn' ick.“ Sie war also hier auch fehl am Ort.

Glücklicherweise wurde sie jetzt von Frau Schneemüller, der Gattin eines Lieferanten ihres Gemahls, an ihrem graziösen Gang erkannt und im Triumph an den Tisch Schneemüllers geschleppt. (Was dort verzehrt wurde, lief über Unkostenkonto.) Herr Schneemüller, der als Apache ging, weil man dann die haarige Brust zeigen konnte, tanzte wiederholt mit ihr. Wenn jemand aber versuchte, mit seiner Mickimäus anzubandeln, knurrte er: „Frechheit! Den Burschen wer ick mir mal langens!“

Schneemüllers fanden übrigens den Einfall mit den getrennten Hausschlüsseln reizend. . . Man beschloß, gemeinsam Jagd auf Herrn Wiedemann zu machen. — Als man ihn nicht fand, sagten Schneemüllers: Frau Wiedemann solle nicht besorgt sein. Sie brachten sie gemeinsam nach Hause. Es könne ihr nichts passieren. So geschah es, daß Frau Wiedemann um 5,30 Uhr mit Eskorte vor ihrem trauten Heim ankam. Sie ging sofort zu Bett.

Wiedemann erschien um 6,15 Uhr. Er sagte „Morgen!“ und fragte, wo die Abführpillen seien, denn sein Magen sei eklich verkorkt. Schwurgemäß wurde über die Erlebnisse der Nacht nicht zwischen ihnen gesprochen, auch nicht, als Schneemüller am nächsten Morgen bei Wiedemann im Kontor anrief: „Wie jöhlt es der nädigsten? Morgen wir nicht jut auf sie aufjeht?“



Fatal

Reime von Ratašökr — Zeichnungen von C. O. Petersen



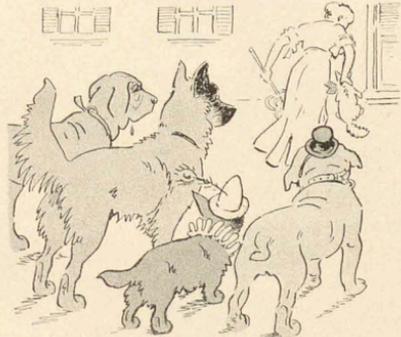
Was ist die Fastnacht? Ein Examen
auf Narrheit und frivolen Sinn.
Man kann verstehen, daß ältre Damen
sich dem nicht gerne unterziehen.



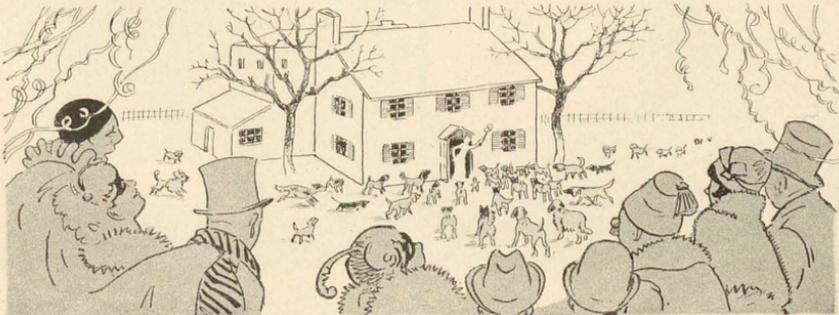
Auch Fräulein Schmidt vergrub ihr Pfündchen
in dem riskanten Januar
und blieb daheim mit ihrem Hündchen,
als welches gleichfalls weiblich war.



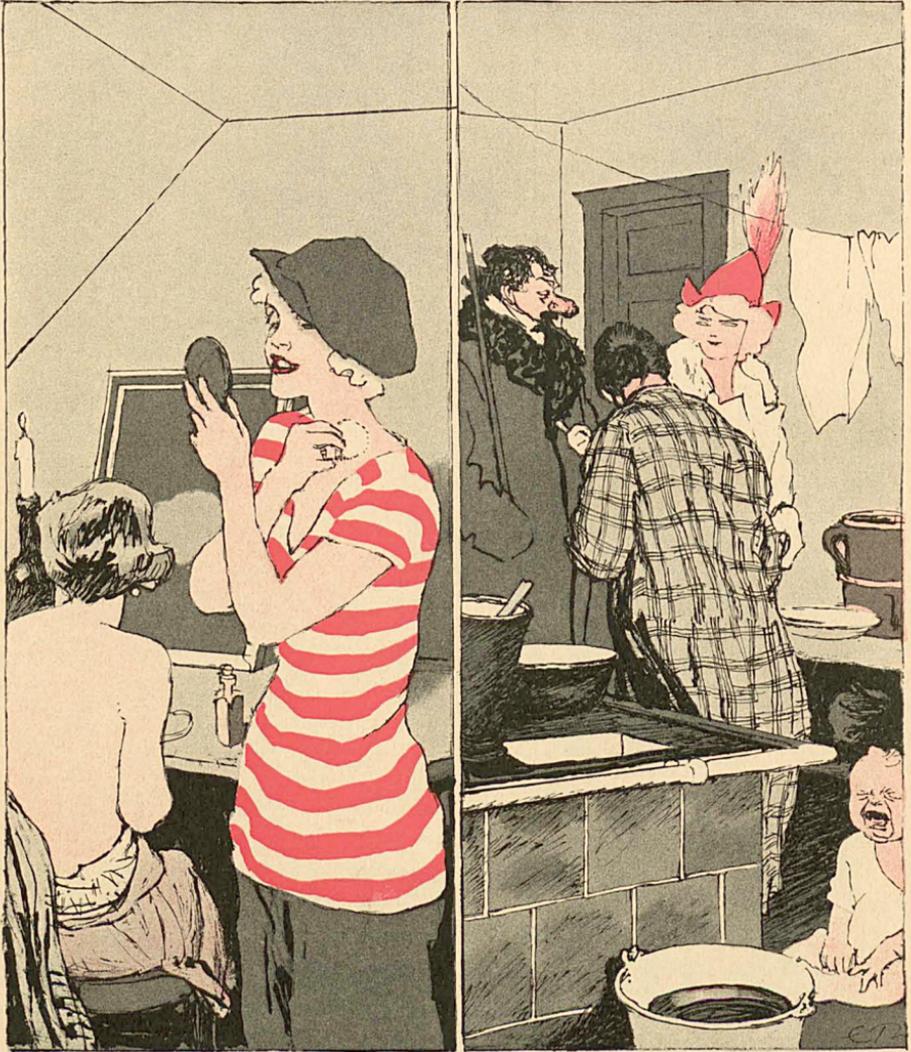
Nun trifft sich's aber leider häufig:
Die Welt sucht den, der sich versteckt.
Das gute Hündchen wurde häufig
und demgemäß ein Trieb-Objekt.



Ein Rudel aufgeregter Rüden
belagerte die Villa Schmidt,
wodurch das Fräulein mit dem frühen
Empfindungsleben schrecklich litt.



Das Publikum in hellen Haufen
lief zu und hatte sein Pläsier:
Der Fastnacht wolltest du entlaufen,
sieh da, jetzt kommt sie halt zu dir!



„Auf dem Fest wirts zünfti, da san lauter Künstler und Studenten!“ — „Ja, aber wer zahlt denn nacha d' Weißwürscht?“

„Ja, Cenzi, du kimmst mit an — — ja wer is denn der Herr?!“ — „Woaß i net — a Maschkera halt — hab 'n ja selber erst heut abend kennag'lernt!“

Zurück mit der ersten Post

(Karl Arnold)



„Hamse — hup — wat vor Huschke — hup — in der dritten Etage —?“ — „Tja, eene Drucksache.“ — „Na, denn — hup — nehme mir — hup — doch gleich als Päckchen mit!“

Verweinter Clown

Ist schon spät —!
Grüne Fensterscheiben
malt der Mond.
Bin ein echter Clown,
der zum Fasching geht.

Nase blau.
Rote Schlangelinien
um den Mund.
Und zu Hause, auf dem Sofa,
eine tote Frau.

Hin ist hin!
Schneide schiefe Fratzen
in die starren dummen
grünen Fensterscheiben.
Heulen keinen Sinn!

Manchmal nur — — —
Hinter jeder öden
Fensterscheibe
steht so grau das Sofa — — —
Donnernd schlägt die Uhr.

Ist schon spät —!
Stolp're durch die Gassen,
durch die Ewigkeit —
ein verweinter Clown,
der zum Fasching geht.

Katarina Botsky



„Um Gottswilln, Schorsch, schluck net, mir san an der verkehrten Wohnung!“

Venezianische Nacht

Du und Pierrot, Maharadscha hat Dich nicht vergessen, gib Nachricht.

Das ruft nun der Maharadscha, seiner indischen Schönheit entkleidet, Als besserer Kaufmann, der zuweilen an Rheuma und Zahnschmerzen leidet.

Doch sieht man, daß noch viel romantischer Sinn in ihm tiert, Sonst wäre nicht oben sein Schnuschttschrei aus der venezianischen Nacht anncnciert.

Wer war nun „Du“? Eine Kolombine vielleicht, eine Schützenliesl, ein Girl im Knabenjuga? Nichts ist ersichtlich als Ansatz und Anfang von einem künftigen Dreiecksdrama.

Unvergeßlich bleibt es dem schwarzzügigen Maharadscha bei Buchungszahlen und Konten, Daß ihm im Taumel einer Gondelnacht zwei Frauenaugen heiß und wild besonnen.

Wir aber haben spöttisches Mitleid mit dem kleinnünnigen und blond verschüchternen Pierrot, Er war in selbiger Nacht Stoffage nur, nur dünne Luft, nur leergedrosch'nes Stroh.

Und wieder einmal wird es offenbar, daß hinter dem korrekten und biederem Lebensbild Ein anderes, ein heißeres, ein Leben voller Abenteuer und Verwicklungen quillt.

Wird hier gespielt? Getümdelt? Oder wird hier ein Drama tollkühn vorbereitet, Das eines Tages mit schreiender Überschrift: „Liebestragödie“ durch die gleiche Zeitung schreitet?

Noch ist es geheimnisvoll, noch können wir über seine Rätselschriften grübeln und staunen, Noch ist es nicht enthüllt, ob es ganz fordernde Liebe ist, oder Launen.

Noch hat der Nachmaharadscha seine Betörung, noch wird er von einem Abenteuer befunkelt, An welches er denkt, wenn er aufsieht, wenn er zu Mittag ißt, wenn es grau in sein Büro dunkelt.

Und er hat für sieben Tage ein Glück, eine Hoffnung, einen Trost, eine Freude; Das ist das Klingelzeichen am Morgen: „Herr Rudi Weiß — die Post von heute!“

Aber vielleicht wird vor Colombines Auge niemals Maharadschas Schnuschttraf erscheinen, Und Maharadscha in Zitöl wird entweder verirgert werden oder einmal traurig weinen.

Und er, der sich dünkte ein indischer Fürst zu sein, schön, dämonisch, betörend, Wird nur noch Rudi Weiß sein, sechs Jahre schon zur Firma Tauber & Co. gehörend.

Anton Schwaik

Karneval in Venedig

Nur wenige Eingeweihte wußten um die Versuche, die seit Jahren von Vertretern der wissenschaftlichen Schall-Analyse und der Medizin im Verbände mit den hervorragendsten Radiotechnikern durchgeführt wurden, Versuche, die darauf abzielten, die Zeit zu überwinden, eine Brücke zu schlagen von der Gegenwart zur fernsten Vergangenheit. Es handelte sich um die Konstruktion eines Apparates, der zu tönendem Leben wiedererwecken sollte, was als unmerkbare Schallschwingung noch in Sälen und Kammern, auf Gängen und Treppen alter Gebäude zitterte: Rede und Antwort längst gestorbenes Geschlechter, Nichts geht ja verloren auf dieser Welt, nicht ein Flüstern, nicht der leiseste Hauch. Wissenschaftlich war die Frage gelöst: medizinische und philologische Forschung hatten Klarheit geschaffen über Sprachtypen, nationale und individuelle Verschiedenheiten in Rhythmus, Sprachmelodie und Tonhöhe. Aber das Wichtigste fehlte noch: der genügend empfindliche Aufnahmeapparat. Angestrengteste Arbeit und zuletzt ein glücklicher Zufall halfen endlich auch diese Schwierigkeit überwinden, und als die Versuche die absolute Zuverlässigkeit des Apparates erwiesen hatten, traten die Erfinder mit ihrem Werk an die Öffentlichkeit. Es wurde — wie nicht anders zu erwarten — eine Sensation. Man vergaß für ein paar Tage Sport und Kurse; die Zeitungen brachten spaltenlange Artikel ihrer wissenschaftlichen und technischen Mitarbeiter, Interviews, Photos. Nur vereinzelt hörte man skeptische Stimmen. Alles aber wartete in fieberhafter Spannung auf den 3. Februar, für den sämtliche Radiosender der Erde das gleiche Abendprogramm ankündigten:

Erste historische Übertragung aus dem Palazzo Ducale in Venedig:

Maskenfest vom 3. Februar 1735.

Millionen Menschen lauschten an diesem Abend auf die seltsame Bolschaft aus der Vergangenheit, die nach zweihundertjährigem Schlaf nun erwachen und mit Gedankenschnelle um den Erdball laufen sollte. Jeder wußte — zum mindesten aus den Zeitungen —, daß er Ohrenzeuge werden würde eines der glänzendsten Feste, das die Republik Venedig, die Königin der Meere, je gegeben, die Anno 1735 ihre üppige, rauschende Spätblüte erlebte. Jeder wußte, daß Frohsinn, Übermut, Tollheit, Geist, sprühendes Temperament, heiße Sinnlichkeit, die die Menschen jener Epoche auszeichneten, ihn bald umfassen sollten. Als nach kurzen einleitenden Worten des italienischen Ministerpräsidenten und des Erfinders die Apparate im Palazzo Ducale eingeschaltet wurden, hörte man zunächst ein undeutliches Summen, ein tausendstimmiges Durcheinander, aus dem schließlich eine zärtliche Musik hervorwuchs, dazu das Schließen vieler Füße, das Rauschen seidener Gewänder. Und dann wurden Stimmen vernehmlich, in unverkennbarem Venezianisch, das nun hier in der Übersetzung leider viel von seiner Klangschönheit verliert: „Tag. Wie geht's?“ „Danke. Man schlägt sich so durch.“ (Schluß auf Seite 526)

Freundschaftliche Warnung

(E. Thöny)



„Tua di fei guat halt'n, Xaver, mei Alte hat heint wieder ihr gefährliches Alter!“

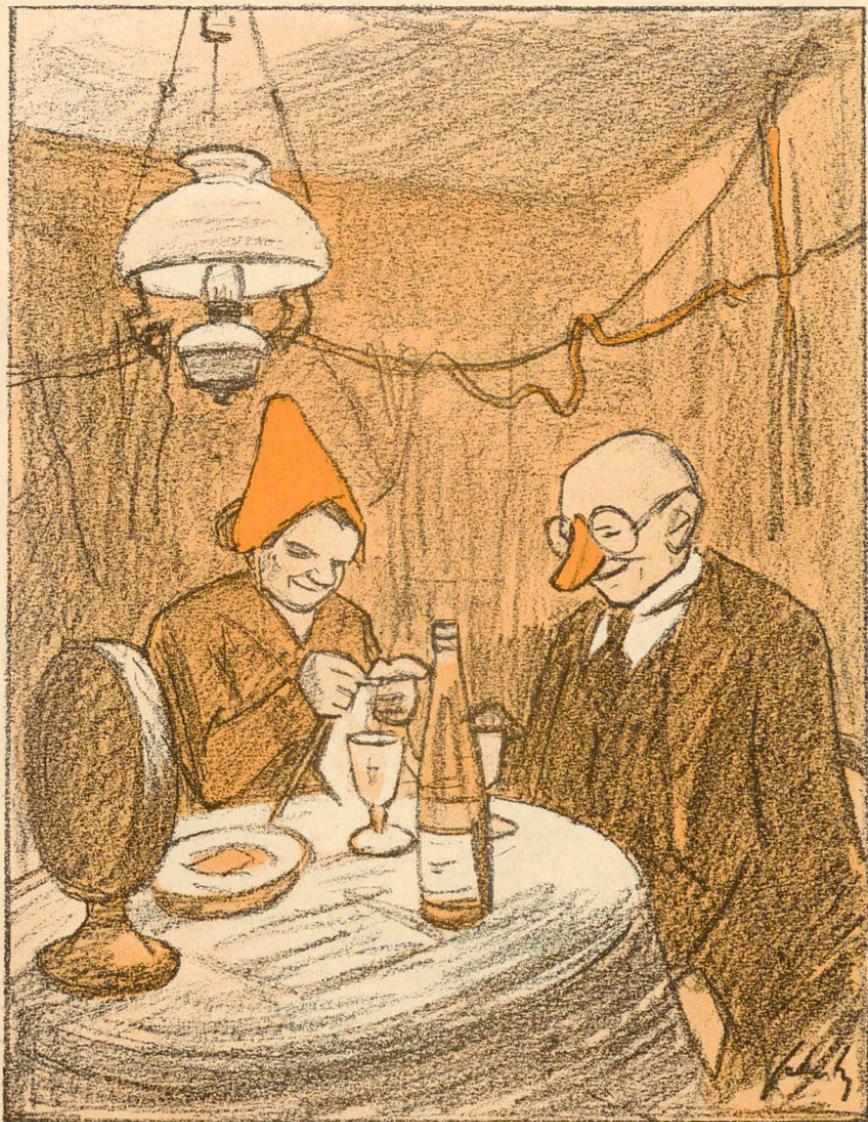
Das große und das kleine Unglück



„Was, mit 'n Chauffeur ist deine Frau ausgerückt? Das ist aber traurig!“ — „Na, traurig . . . Hauptsache ist, daß ich den Wagen wieder bekomme.“

Karneval privat

(Wilhelm Schütz)



„Soo, nun suchen wir uns eine lustige Musik aus dem Äther, dann haben wir ein Karnevalsfest ohne viel Umstände und ohne Eintrittskosten . . . Fehlritte kommen sowieso nicht mehr in Frage.“

Vormittags neun Uhr beim Donisl

(Olaf Gulbransson)



„Tür zua, der fade Alltag schaut rei!“

Karneval in Venedig (Schluß von Seite 522)

„Eine schauerhafte Kälte hier. Und dabei noch Zugluft.“

„Tja, der Serenissimo Principe spart Holz. Die Julia kostet ihn zuviel. Hast du ihr neues Halsband gesehen?“

„Tja. Aber bezahlt ist es noch nicht.“

„Das Essen war auch recht mäßig.“

„Und sowas nennt sich Karnevalstrubel. Du lieber Gott! Es ist eben alles nicht mehr wie früher.“

Andere Stimmen, offenbar weiblich:

„Ich sage dir, garantiert blond. Innerhalb zwei Tagen.“

„Die Adresse? Nein, unmöglich. Ich habe es ihr versprochen.“

„Natürlich. Schon seit drei Wochen. Dabei ist sie nicht mal hübsch.“

„Der junge Chigi hält sie aus.“

„Aber ich bitte dich, man trägt doch kein Pfirsichblütarbenes mehr!“

„Warum hat sie Schönheitspflesterchen? Bloß um die Narben zu verdecken.“

„Rubin unbedingt in Silber. In Gold wirkt er nicht.“

„Wird auch alle Tage dicker.“

„Hast du eben den Blick gesehen?“

„Meinetwegen. Aber sehen Sie mal unter die Schminke.“

„Jeder weiß doch, weshalb sie immer so hübsche, starke Burschen als Gondelknechte nimmt.“

„Hast du auch gehört, woran die Giovanna gestorben ist?“

„Ja, der französische Gesandte soll ...“

„Nicht möglich!“

„Gewiß. Meine Kammerzofe war früher ...“

„In Milch von Eselsstuten, zweimal täglich ...“

„Und als der arme Junge am Fenster hing, da kam ihr Mann ...“

„Fürs Unterleid Taft, fällt viel besser.“

Andere Stimmen, sehr männlich:

„Man müßte mit dem Sultan ...“

„Vergessen Sie nicht England.“

„Aber wenn wir zweihundert Galeeren ausrüsten würden ...“

„Nein, der steht faul. Zwei Millionen Passiva.“

„Leicht gesagt, mein Lieber. Es geht eben nicht mehr.“

„Es ist ein indisches Geheimmittel. Mein Sekretär war doch in türkischer Gefangenschaft.“

„Desponti hat keine Ahnung.“

„Glauben Sie, daß man sich drücken kann?“

„Da dröben? Nee, nicht mein Fall. In den Hüften zu stark.“

„Der hat auch ein fabelhaftes Glück bei den Weibern.“

„Nehmen Sie an, wir besetzen Malta. Was sollte Frankreich ...“

„Säuft wie der Landgraf von Hessen ...“

„Und so ging es sieben Stunden lang, bis in den Morgen hinein. Einer nach dem anderen hängte den Kopfhörer ab, schaltete den Lautsprecher aus und ging zu Bett.“

Verlorene Illusionen von „Lebensfrohen, glänzenden Zeiten, die noch Feste zu feiern wußten“, wie die Zeitungen so schön geschrieben hatten.

na.

Das Fest ist in vollem Gange

(E. Schilling)



..... bleibt doch die Erinnerung: „... und da hat da Possart zu mir g'sagt: 'Schöne Maske, ich kenne Sie, Sie sind das Fannerl, des kgl. Hoflieferanten Eglhubers Töchterlein.' So hat da Generalintendant Ritter Ernst von Possart, Gott hab' ihn selig, damals zu mir g'sagt.“



Besonders zu erwähnen sind: „Der Herr da hint' mit da Brilln ist da Max Halbe — der is awa bloß als Prominente bei der Gaudi.“



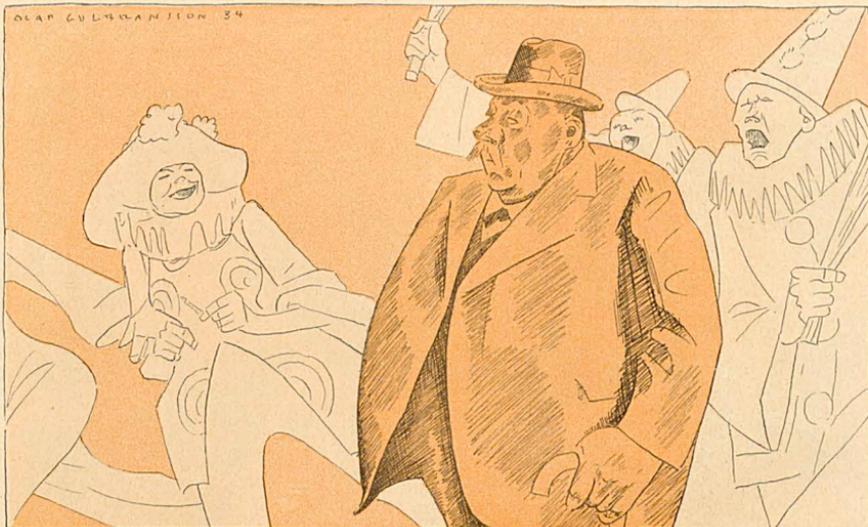
Ehrenvoller Nachruf: „I hob heint scho oft g'sagt, schad is, daß da Hierlinger Franzl scho g'storb'n is, der geht uns scho arg ab, dös Viech!“



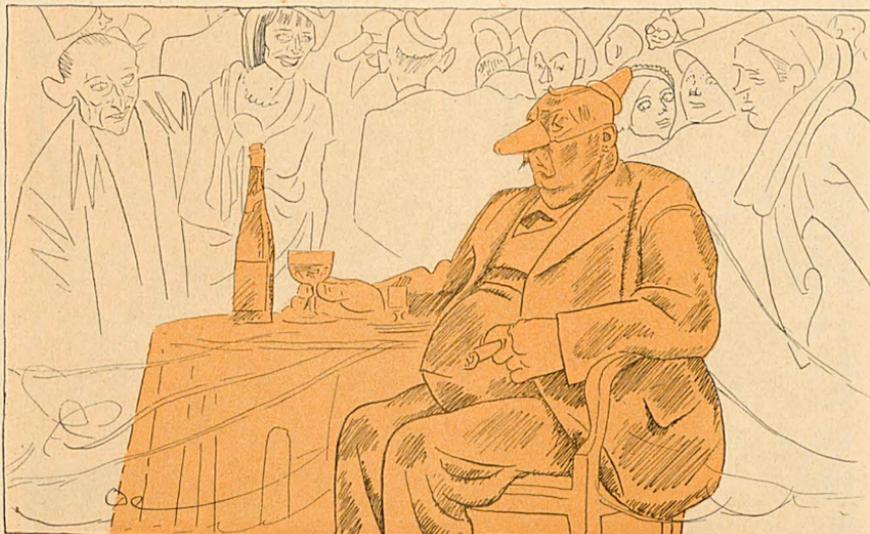
Ehepaar mit Anhang: „Naa, Kinder ham ma net — aba mei Allie ißt halt für zwoa, mit seim groß'n Bandwurm.“

Niemandem macht man's recht

(Olaf Guðbrásson)



„Ja, Herr Huber, Eahna leid'ts do, Sö kunnt'n aa amol auf a Faschingsgaudi — scho weils dös Gast-gewerbe nöti' hat!“



„Eahm schaug o, da Herr Huber, beim Wein! Ja der hat's akkrat nöti'!“